

heit erziehen, ein Gedanke, der wohl nicht übermäßig neu ist: die meisten welterschütternden Ereignisse sind ja stets auf demselben Wege zu uns gekommen. Ganz neu ist aber die Liebe für das musikalische Volk, eine Schwester des Hasses gegen die musikalische Schundliteratur, sie beide hinken ihren älteren Geschwistern auf dem Gebiete der Belletristik hinterher. Wie tief das Bedürfnis auf diesem Gebiete gefühlt worden war, und inwieweit es bereits durch die bestehenden Volksbibliotheken befriedigt ist, kann ich nicht untersuchen. Als Nichtbuchhändler habe ich keine fachmännischen Gründe dafür oder dagegen zur Hand. Ich meine freilich, aber das nur ganz so nebenbei, daß, wenn die Leute, die die Volksbibliotheken besuchen, ihren Bedarf in Bier, Tabak usw. etwas einschränken, mancher Nickel übrig bleiben würde, der für Meyers Volksbücher, Reclam, Kürschner usw., die wohl alle einwandfrei sind, verwendet werden könnte. Aber, wie bereits bemerkt, diese Angelegenheit schlägt nicht in mein Ressort, dagegen erkläre ich als Eingeweihter ganz freimütig, daß die »Musikalischen Volksbibliotheken« Luftschlöffer sind, keinerlei Zweck haben und noch nicht mal ein Ersatz für die vom Musikfortiment als unrentabel aufgegebenen Musikleihinstitute sind.

Herr Dr. Marsop, der Vater oder doch wenigstens der eifrigste Förderer der Musik-Volksbibliotheken, ist einer der größten Philanthropen auf dem Gebiete der Musik, und ich zweifle keinen Augenblick, daß er aus ehrlichster Überzeugung bestrebt ist, Gutes zu fördern. Das hat er schon vor Jahren bewiesen, als er für die Misere der Orchester-musiker mit scharfen Waffen und offenem Visier kämpfte. Mag der Erfolg kein voller gewesen sein, so sind seine Anregungen doch sichtbar auf fruchtbaren Boden gefallen. Wie kommt dieser eminent praktische Mann dazu, zu Felde zu ziehen für musikalische Volksbibliotheken, eine vollständig wirkungslose Institution, zu deren Erreichung ihm nur stumpfe Waffen zu Diensten stehen? Einige Erfolge in erster Zeit wird freilich dieser Mann mit seiner gewandten Dialektik, seiner Gedankenfülle, der einem Unbefangenen jede taube Nuß in eine köstliche, begehrenswerte Frucht zu verwandeln versteht, sicherlich erzielen. Diese Erfolge sind jetzt schon nachweisbar vorhanden: Neidisch schauen die Genossen des Wortgewaltigen in der Reichshauptstadt auf die glücklicheren Charlottenburger Nachbarn, die bereits eine von der Stadtverwaltung subventionierte musikalische Volksbibliothek besitzen. Die Begründung einer solchen Bibliothek ist nach den Ausführungen Dr. Marsops spielend auszuführen: Jeder Musiker besitzt, seiner Meinung nach, früher gebrauchte Schätze von Musikalien, die er jetzt ohne Schaden für sich dem guten Zwecke opfern wird. Aber das nicht allein: er soll seine Freunde, Gesinnungsgenossen, Bekannten, Fremde, selbst Gegner aufspüren und aussuchen, alles, alles ist willkommen (auch Schund?). Mit Liebe und Güte, mit allen Überredungskünsten soll dem Zwecke zugestrebt werden, zur Not sogar nach dem Rezept: »Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt«. Auch die Verleger, was freilich Dr. Marsop nicht anführt, werden in Betracht zu ziehen sein, die ja aus Geschäftsrücksichten, leider, in dieser Beziehung oft recht schwach sind. Wenn sie sich doch klar machen wollten, daß man niemals etwas verschenken sollte, was aus dem Geschäft stammt! Solche Gaben sind nicht geachtet, sie kosten ja, nach Ansicht unserer künstlerischen Freunde, dem Geber nichts. Darum kaufe der zu Geschenken Verpflichtete lieber für wenige Nickel einige Blumen, sie werden höher bewertet als ein Album, das oft den zehnfachen Wert hat.

Das auf diese Art Zusammengebettelte und Ertrugte, alter Kuchen, in dem sich, um das Gleichnis festzuhalten, einige süße Rosinen befinden, diese von guten und schlechten Freunden gesammelten »beaux restes«, sollen den

Urbestand einer musikalischen Volksbibliothek bilden, da die etwa vorhandenen Vorräte, deren Herbeischaffung wohl auch nur auf gewundenen Pfaden ermöglicht wird, für Miete und Gehälter verwendet werden müssen. So wird der größte Teil des Musikalienvorrats bei der Eröffnung der Bibliothek Spuren des Gebrauchs tragen, und wie lange wird es dauern, bis diese fragwürdigen Schätze den Dienst versagen werden? Wer nur einigermaßen als Musikfortimenter im Verleihen von Musikalien Erfahrungen hat, weiß, wie selbst ein regreßpflichtiges, zahlendes Publikum mit den Leihnoten umgeht. Leute aber, die nichts bezahlen, sind gewöhnlich noch anspruchsvoller und rücksichtsloser. Brabe Leute sollen es sein, die die Bibliotheken besuchen und benützen, aber ihre knapp bemessene freie Zeit erlaubt es ihnen gar nicht, auf ihr Äußeres so große Sorgfalt zu verwenden, daß nicht in kurzer Zeit die von ihnen benutzten Musikalien dauernde Fingerabdrücke in reichster Mannigfaltigkeit aufweisen, die zwar für den Kriminalisten von Interesse sein können, aber der weiteren Verwendbarkeit der damit geschmückten Notenhefte recht hinderlich sein werden.

Aber selbst wenn das alles nur brotneidische Einwürfe eines galligen Musikfortimenters wären, wo sollen denn alle die Vorräte der Verschenkliteratur herkommen, um eine Ausbreitung der musikalischen Volksbibliothek zu ermöglichen? Schon in einer Großstadt wären bei ihrer gewaltigen Ausdehnung und den großen Entfernungen doch mehrere solcher Institute nötig; dann kämen die mittleren und kleinen in Betracht, und weiter dann das Land. Denn daß hier die deutsche Reichspost dem Streben der Philanthropen entgegenkommen könnte, ist doch dem kühnsten Enthusiasten der musikalischen Volksbibliotheken noch nicht eingefallen.

Wie ich schon erwähnte, existieren bereits einige musikalische Volksbibliotheken, und mit Genugtuung wurde sofort in die Welt hinausposaunt, daß der Andrang schon in der ersten Zeit ein so starker gewesen wäre, daß die Bedürfnisfrage damit erwiesen sei. Leute, die die Verhältnisse besser kennen, wissen aber genau, daß die ersten Besucher aus der Schar jener Nassauer bestehen, die überall, wo etwas umsonst geboten wird, zu den eifrigsten Konsumenten gehören. Der größte Teil dieser Leute ist gar nicht bedürftig, es sind dieselben wohlbekannten Schmarozker, die bei den 10 *S*-Ausgaben noch einen Rabatt vom Musikalienhändler erbetteln wollen oder nach beschmutzten Exemplaren forschen. Sollte aber wirklich eine dauernde starke Benutzung der zu verleihenden Hefte eintreten, wie lange würde der Bestand einem solchen erhofften Ansturm widerstehen können, und wo wäre der Ersatz herzunehmen, wenn auch die Vorräte der nachschießenden Freunde erschöpft sind? Einnahmen haben die Bibliotheken nicht, sonst würde ja der ganze Zweck verfehlt sein, und die Gaben der Spender in bar sind, wie ich schon ausführte, für andere Zwecke dringend nötig.

Selbst wenn die Veranstalter über Hunderttausende verfügten, wenn sie Musikalien ankaufen und nach Bedarf ergänzen, ihre Beamten, Handlanger und Handwerker besolden und Mieten bezahlen könnten, so würden sie etwas längst Überlebtes geschaffen haben. Warum haben die Musikalienhändler in der Mehrzahl ihre Leihinstitute aufgegeben? Weil kein Bedürfnis mehr vorliegt. Seitdem wir die Volksausgabe Breitkopf & Härtel, Edition Peters, Kollektion Vitolff, Steingräber, Universal-Edition, die 20 *S*-Ausgaben B. J. Tonger, Carl Rühle, C. F. Teich, die 10 *S*-Ausgaben Karl Kunz, Edition Europa und viele andere mehr besitzen, die uns zum größten Teil in vortrefflicher Revision und Ausstattung nicht nur die Klassiker und Romantiker, sondern auch vieles gute Neue zu durchaus billigen Preisen bieten, ist das Verleihen der Noten fast ganz aus der Mode gekommen. Wie oft habe ich schon darauf hingewiesen, daß ein Vergleich zwi-